

HEYNE <

Das Buch

Straßburg im Jahr 1253: Auf dem Odilienberg, einer Kultstätte außerhalb der Stadtmauer, kämpft der mächtige Zirkel der sieben Hexen, die der Göttin Morrigan dienen, gegen das Böse: Der dunkle Herrscher Beliar und seine Gefährtin Elinor stehen kurz davor, die weisen Frauen zu besiegen und die Welt in ewige Finsternis zu stürzen. In ihrer Not rufen die Hexen eine Zauberin, deren Macht die ihre übertrifft – eine Zauberin, die nicht in ihrer Zeit lebt: Die junge Restauratorin Ravenna hat keine Wahl, das magische Erbe ihrer Großmutter und der Wille der Sieben versetzen sie von einem auf den anderen Tag ins Mittelalter. Nichts hat sie auf das vorbereitet, was sie erwartet: Beliar, der seine Schatten längst bis in ihre Gegenwart hinein wirft, ist ein furchtbarer, unberechenbarer Gegner, der die Menschen wie Schachfiguren manipuliert. Ravenna weiß bald nicht mehr, wem sie noch trauen kann. Ja selbst der ihr zugewiesene Gefährte, der Ritter Lucian, dem sie ihr Leben und ihr Herz anvertraut, scheint sie zu hintergehen ...

Ein bildgewaltiger Roman über die faszinierende Macht der Hexen, den schmalen Grat zwischen weißer und schwarzer Magie und den Kampf einer jungen Frau, die sich ihren schlimmsten Ängsten stellen muss.

Die Autorin

Lea Nicolai (geb. 1972) liebt ihren Kräutergarten, ihre drei Katzen, ihre Bibliothek, Kerzenschein und Musik. Sie studierte Musikwissenschaft und singt in einem Jazzchor. Das Thema Hexen fasziniert sie seit langem, weil es Magie, Mystik und Wirklichkeit verbindet. Für den Roman *Die Hexen* ging sie auf Zeitreise ins Elsass.

LEA NICOLAI

DIE HEXEN

ROMAN

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*

liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen

Originalausgabe 08/2011

Redaktion: Babette Kraus

Copyright © 2011 by Lea Nicolai

Copyright © 2011 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2011

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-53389-9

www.heyne-magische-bestseller.de

Wisse, du bist nicht allein.

GISELA GRAICHEN, Die Neuen Hexen

Inhalt

Prolog: Des Teufels Namen	9
Hexentanz	27
Maßarbeit	42
Ein Sammler und Gelehrter	54
Das Erbe	63
Ein Ruf aus der Ferne	72
Die Sieben	83
Die Wahrheit und kein Ausweg	97
Die erste Lehrstunde	126
Steine, Blumen und ein Leben	143
Das Zeitalter des Hexenwahns	159
Wahrheitsfindung	180
Die verbotene Sprache	201
Die Maikönigin	217
Sieger und Verlierer	245
Das Erwachen	278
Melisendes Lied	292
Ein Fluch und ein Versprechen	317
Böse Überraschungen und neue Pläne	335
Der Hexen Macht, der Hexen Bann	368
Das Verhör	394
Am Kanal	409
Der Baum der Nacht	432
Das Grab des Druiden	456

Maeve	483
Das Hexengericht	496
Dämonenbann	509
Das Licht von Samhain	521
Wechselbalg	537
Die Fürsten der Hölle	564
Verrat	585
Zwei Schwestern	605
Es ist zu spät	630
Ein fast perfekter Augenblick	659
Entzauberung	679
Epilog: Feuer und Stein	691
Glossar	699



Prolog
Des Teufels Namen
Elsass im Jahr 1253

Elinors Atem dampfte, als sie den Namen des Teufels aussprach. Der Frost hielt Burg Hœnkungsberg fest im Griff, seit Wochen schon. Eiskristalle glitzerten auf den Mauern, den Erkern und dem Brunnen. In den Ställen drängten sich die Tiere aneinander, um sich gegenseitig zu wärmen. Jeden Morgen mussten die Mägde das Eis in den Kannen und Waschubern durchstoßen, das sich während der Nacht gebildet hatte. Von den Türmen aus sah man die schneebedeckte Kammlinie der Vogesen und das Rheintal, in dem der Fluss Eisscholle um Eisscholle aufeinander schob.

Elinor machte die Kälte nichts aus. Ein inneres Feuer wärmte sie – die Glut von Hass und Zorn. Zorn auf ihre Schwestern vom Odilienberg, die nicht weit von der mächtigen Burg entfernt ihre Feste feierten und die Große Göttin beweihräucherten.

Sie aber hatten die Sieben verstoßen.

Flatternd schlossen sich Elinors Augenlider, als sie erneut den Namen des Mächtigsten aller Dämonen flüsterte. In Wellen durchströmte sie die Kraft, dieselbe uralte, magische Energie, die sie schon als junges Mädchen gespürt hatte. Sie hatte ihre Gabe angenommen und war den Weg einer Zauberin gegangen, hatte viele Jahre mit Lernen und Suchen verbracht. Mühevoll, entbehrungsreiche Jahre – umsonst!

Wie stark sich die Sieben fühlten, beschützt von ihrem Wissen und ihrer angeblichen Weisheit. Sie waren Beraterinnen von

Königen und Bischöfen, Seherinnen, Prophetinnen, Heilerinnen und Hebammen. Morrigan's Töchter, so nannte sich der Zirkel auf dem Odilienberg.

Der Zorn in ihr wurde so stark, dass es Elinor den Atem raubte. Sie ging langsamer und nahm sich Zeit, das Pentagramm zu betrachten, auf dessen Linien sie durch den winterlichen Garten schritt. Der Fünfsackstern war in eine große Steinplatte gemeißelt, die Elinor im Oberen Burggarten entdeckt hatte. Sie lächelte. Die Vogesenfestung war bedeutend älter, als ihr Besitzer ahnte. Bereits in grauer Vorzeit hatte der Hoenkungsberg als Kultplatz gedient, ebenso wie einige andere Berggipfel in der Umgebung.

Aus ihrer Hand rieselte ein graues Pulver und staubte zu Boden. Das Pulver wirkte unscheinbar, aber es war gefährlich in seiner Wirkung. Allmählich sammelte es sich in den Rillen, die den Stern darstellten. Sie hatte das Pentagramm säuberlich von Eis und Schnee befreit und ihr Gärtner haftete mit seiner rechten Hand dafür, dass es so blieb: Weder Herbstlaub noch junges Gras durfte sich in den Rillen ansammeln. Wenn die Mägde das frische Brot aus dem Ofen holten oder das Wasser in der Badestube anheizten, vermieden sie ängstlich, auf den Stern zu treten. Manche vollführten sogar Banngesten und hielten das Gesicht abgewandt.

Über solche Dummheit konnte Elinor nur den Kopf schütteln. Als Mahnmal der alten Macht – so prangte das Pentagramm im Garten. Man musste jedoch wissen, wie man den Kultplatz benutzte. An gewöhnlichen Tagen und von gewöhnlichen Menschen betreten, bewirkte das Zeichen gar nichts.

Aber dies war keine gewöhnliche Nacht. Elinor warf einen Blick in den Himmel. In den Kronen der alten Obstbäume hingen die Sterne so dicht wie Traubenbüschel. Der Garten war still und dunkel und nicht wie sonst von belanglosem Geschwätz erfüllt. Die Tür zum Badehaus war verschlossen, der Brotofen kalt und hinter keinem der vielen Fensterläden war auch nur ein Funke

Licht zu sehen. Die Wachen auf den beiden Rundtürmen des Bollwerks hatten Anweisung bekommen, nach Westen Ausschau zu halten und sich keinesfalls zum Innenhof umzudrehen. Die Männer würden sich daran halten.

Elinor straffte ihre Schultern und sah sich selbst, wie sie zwischen den kahlen Bäumen umherging: eine große, schlanke Zauberin mit blasser Haut, von Kopf bis Fuß in Pelze und schwarzen Samt gehüllt. Auch an hohen Feiertagen trug sie ausschließlich schwarzen Schmuck, obwohl ihr die Besucher und fahrenden Händler Geschmeide aus Gold und Silber anboten. Um die Stirn trug sie einen dünnen Reif mit einer mitternachtsblauen Perle. Ein blindes Auge, mitten auf der Stirn.

Durch dieses Auge hatte sie die Göttin erblicken wollen. Doch Morrigan war nicht erschienen.

»Elinor, sagt, wird er kommen? Wird der Gerufene wirklich erscheinen?«

Sie fuhr herum, als sie die Stimme ihres Gemahls hörte. »Wie soll er denn den Weg hierher finden, wenn Ihr meine Trance stört? Verhaltet Euch gefälligst still!«, herrschte sie Cedric an, doch sogleich bereute sie ihre Grobheit.

Das Knie gebeugt und den Kopf gesenkt, verharrte ihr Ehemann in der freien Fläche in der Mitte des Pentagramms. Er hatte sich einen pelzverbrämten Mantel um die Schultern geworfen und hielt Kelch und Dolch bereit, wie sie ihm befohlen hatte. Während der langen Anrufung kroch ihm sicherlich die Kälte durch Mark und Bein, aber er beschwerte sich nicht.

Elinor eilte zu ihm, beugte sich zu dem Knienden herab und küsste ihn auf den Mund. Sein Atem schmeckte nach eisiger Winterluft und Cedric zitterte.

»Verzeiht, mein Geliebter«, hauchte sie. »Das Ritual heute Nacht erinnert mich an die Zeit im Konvent auf dem Odilienberg und weckt einen alten Schmerz in mir, einen Kummer, von dem ich glaubte, dass er längst vergangen sei. In einer Nacht wie dieser ...« Elinor ließ ihre Hand in einer ausholenden Geste über die

finstere Burg gleiten, die schneebedeckten Berge und den mit Sternen übersäten Himmel.

»... in der dunkelsten Nacht des Jahres knieten wir stundenlang vor der Druidenhöhle und warteten auf ein Zeichen. Manchmal scheint es mir heute noch, als würde ich die Stimmen meiner Schwestern hören.«

Der Marquis nickte. »Nehmt Euch alle Zeit, die Ihr braucht«, riet er ihr. »Wichtig ist nur, dass unser Vorhaben gelingt.«

Elinor betrachtete ihn zärtlich. Wenn man ihn nach dem Äußeren beurteilte, war Cedric kein sonderlich beeindruckender Mann: ein Burgherr in mittleren Jahren, dessen Haar an den Schläfen ergraute. Er kämpfte noch immer geschickt mit dem Schwert und war ein guter Reiter. Vor allem aber war er Herr über die einflussreichste Burg des Elsass. Wie ein Adlerhorst lag die Festung auf dem breiten Burgfelsen. Wehrmauern, Türme und Zinnen erhoben sich zu einem Bollwerk, an dem bislang jeder Eroberungsversuch gescheitert war. Burg Hoenkungsberg war zu Stein gewordene Macht.

Einsamer als eine Wespenkönigin im Winter war Elinor auf der Festung eingetroffen, doch dann hatte sich das Schicksal gewendet und ihr ein Geschenk gemacht, mit dem sie im Leben nicht mehr gerechnet hätte: die Liebe und Treue eines Mannes.

»Ich vertraue Euch«, sagte Cedric und betrachtete sie voll inniger Hingabe. Immer wieder war Elinor überwältigt von dieser Liebe. Cedrics Aufmerksamkeit und Treue bewegten sie umso mehr, da sie wusste, dass sie seine Zuneigung nicht verdiente. Er hatte sogar zu ihr gehalten, als sie ins Gerede kam und hässliche Gerüchte die Runde machten – ausgelöst durch die Sieben.

Elinor schloss die Augen und atmete die eisige Nachtluft. »Er wird kommen«, flüsterte sie ihrem Gemahl ins Ohr. Die Worte schwebten als Eishauch durch den nächtlichen Garten. »Wenn ich ihn rufe, muss er gehorchen! Diese Gabe wurde mir in die Wiege gelegt. Schon als Kind vermochte ich Dingen und Geschöpfen zu befehlen, sich zu zeigen, auch wenn niemand begriff, wie mir das

gelang. Und wenn ich sie rufe ... verzeiht mir, mein Geliebter! Ich vergaß, dass Ihr von diesen Geheimnissen nichts hören wollt. Niemand begreift das Wesen der Magie, der sie nicht selbst gewirkt hat.«

Cedric zog die Schultern hoch und raffte den Mantel um sich. Er war ein Mann ohne jedes magische Talent und er war zufrieden damit: Geschärfter Stahl und ein mutiges Ross waren die beiden Dinge, auf die er sich verließ. Als er aufstand, schimpfte er auf die Kälte und die Belagerer, als trügen der Winter und der König Schuld an seinen steifen Knien.

»Ihr seid eine Hexe«, raunte er. »Wahrlich, Elinor, Ihr seid eine rabenschwarze Hexe. Nehmt das als Kompliment! Keine der Sieben besitzt Eure Macht. Bestimmt hat man Euch deswegen verstoßen: Eure Gabe ist zu stark.«

Elinor lächelte, als sie den Dolch mit der dreieckigen Silberklinge nahm, den der Marquis ihr hinhielt. Ahnte er, wie sehr sie Morigan herausgefordert hatte? Aber nein, sie hatte ihm nie erzählt, aus welchem Grund sie den Odilienberg verlassen musste. Sie hob das Messer. Sogleich fing die Schneide das Sternenlicht ein und begann zu schimmern.

»Man hat mich nicht aus dem Konvent verstoßen!«, stieß sie hervor. »Keine der Sieben wäre in der Lage gewesen, mich zu vertreiben! Ich ging freiwillig fort, denn ich erkannte, dass sich mein Los andernorts erfüllen würde. Auf dem Odilienberg herrschen Feigheit und Verlogenheit. Mein Platz ist hier!«

Die Messerspitze kreiste über Wehrgängen und Türmen, dem Bergfried und dem Bärengraben. Über viele Generationen hinweg hatten die Herren von Høenkungsberg dem König als Vasallen gedient. Als Markgrafen verteidigten sie das Gebiet westlich des Rheins, von Wissembourg im Norden bis an den Rand des Kalkgebirges im Elsgau. Viele vertrauliche Gespräche am Kamin und im Bett waren nötig gewesen, ehe Elinor Cedric so weit gebracht hatte, dass er das Vertrauen in Constantin verlor. Immerhin war sie eine Verwandte des Königs, und wenn sie schwor, dass er unter

dem verderblichen Einfluss der Sieben litt ... Zögernd hatte der Marquis schließlich eingewilligt, König Constantin die Gefolgschaft aufzukündigen. Elinor lächelte. Sie wusste, wenn der König wankte, war auch der Hexenkonvent auf dem Odilienberg in Gefahr.

Ihr Platz an Cedrics Seite war teuer genug erkaufte. Vor ihr hatte eine andere Marquise auf Höenkungsberg geherrscht und den Garten mit Pfingstrosen, Glockenblumen und blau blühenden Hortensien überladen. Als sie auf dem Sterbebett lag, hatte Elinor an ihrer Seite gesessen und tröstend ihre Hand gehalten, denn als Heilerin hatte man sie auf die Burg gerufen. Cedrics erste Frau war ein zartes Geschöpf mit rötlichen Locken und engelsgleichen Augen, dumm genug, um nicht an Magie zu glauben.

»Ich weiß, was böse Zungen von Euch behaupten, Elinor«, hauchte sie. »Aber ich versichere Euch, ich gebe nichts auf diese Gerüchte. Ihr seid gut zu mir, wie eine Mutter.«

»Ihr beschämt mich, meine Gebieterin.« Elinor senkte den Kopf, damit die Sterbende die Genugtuung nicht sah, die über ihre Züge huschte. Und sie fuhr fort, der Marquise über die linke Hand zu streichen, immer fort vom Herzen. Als der Strom des Lebens versiegt war, stand sie auf und gestaltete den Garten nach ihrem Geschmack: Sie ließ die Sträucher und Stauden herausreißen, legte eine große Feuerstelle für die Mittsommernacht an und grub ein Beet für Heilkräuter und Giftpflanzen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte sie auch die Steinplatte mit dem eingeritzten Pentagramm.

»Eure Burg ist sehr alt«, erklärte sie Cedric. »Viel älter als Ihr ahnt, denn sie steht auf einem Platz voll magischer Geheimnisse. Bei dieser Felsplatte hier handelt es sich um einen Kultstein, der beweist, dass Euer Anspruch auf die Königswürde weitaus berechtigter ist als Constantins Vorherrschaft. Eure verstorbene Gattin hat den Garten nicht sehr sorgfältig gepflegt, denn der Stein war unter Unkraut verborgen.«

Mit gerunzelter Stirn starrte Cedric auf die Steinplatte. »Ein

Stein beweist, dass ich anstelle von Constantin herrschen sollte? Und Ihr glaubt ernsthaft daran, dass sich der Stadtrat und der Bischof von einem Felsstück überzeugen lassen, das ich zufällig in meinem Garten entdeckt habe?»

Elinor lachte ihr tiefes, glockengleiches Lachen. »Wartet ab, was Euch dieser Felsbrocken heute Nacht zeigen wird! Bald werdet Ihr erkennen, dass es keine Zufälle gibt. Ich habe Euch jedenfalls nicht zu viel versprochen.«

Jenseits der Burgmauer erklang lauter, herausfordernder Gesang und Cedric ballte die Fäuste. »Ich will es hoffen! Vor unseren Augen wagt dieser Constantin, eine Burg zu bauen, und wir können nichts dagegen tun. Im Gegenteil: Ein Teil meiner Männer wurde getötet, ein anderer Teil liegt siech und verwundet auf dem Krankenlager. Der Pfad ins Tal ist belagert, meine Ausfälle werden zurückgeschlagen und meine Unterhändler ausgelacht. Wer ist dieser Kerl, dass er sich erdreistet, mich in meiner eigenen Festung gefangen zu setzen!«

»Nach dem Willen des Bischofs zu Straßburg ist er der elsässische König«, sagte Elinor sanft. »Doch Ihr habt sein Ansehen schwer beschädigt, als Ihr ihm die Gefolgschaft verweigert habt. Constantin weiß, dass er Euch besiegen muss, wenn er seine Ritter und seine Krone behalten will.«

»Nun, wenn der Dolch in Eurer Hand tatsächlich die versprochene Wirkung besitzt, werden wir ihn und seine Männer über diese Bergflanken hetzen wie der Jäger das Wild! Und dann soll der Bischof ihn noch einmal König nennen!«, murmelte Cedric.

Elinor blickte auf die Klinge in ihrer Hand. »Nicht der Dolch besitzt Macht, sondern der Schnitt, den man damit ausführt«, murmelte sie. »Gebt mir Eure Hand.«

Der Marquis war ein alter Kämpfer und zuckte nicht, als ihm das Hexenmesser tief in den Handballen drang. Sofort wallte dunkles Blut hervor, das Elinor in einem Kelch auffing. Dann brachte sie sich selbst einen ebensolchen Schnitt bei. Der Schmerz war kühl

und klar. Er erinnerte sie an die Zeiten, als sie vor den Beckensteinen kniete, einen Blumenkranz in den Locken und beide Hände ausgestreckt, um den Segen der Göttin zu empfangen.

Aber sie war nie gesegnet worden. Morrigan hatte sie nicht gewollt.

»Trinkt!«, wisperte sie ihrem Mann heiser zu. »Leert diesen Kelch bis auf den Grund!«

Der Rache wegen hatte sie geheiratet – dann erst war die Liebe zu ihr gekommen. Vielleicht glaubte die Göttin, dass dieses späte Geschenk ihren Zorn besänftigte, aber Elinor hatte zu lange mit dem Groll gelebt, um zu verzeihen. Rasch hatte sie erkannt, dass die Festung auf dem Felsenkamm wie für ihre Absichten geschaffen war. Hier konnte sie sich zurückziehen und von den erlittenen Kränkungen erholen, hier konnte sie sich die Ruhe gönnen, die sie benötigte, um ihren Plan in die Tat umzusetzen.

Durch die Schießscharte musterte sie den unförmigen Turm, den die Feinde während der letzten Wochen gebaut hatten. Die Belagerung versprach, auf Jahre hinaus ein Ärgernis zu werden. König Constantin hatte Gräben ausheben lassen, in denen Armbrustschützen auf der Lauer lagen. Dahinter reihten sich die Rundzelte seiner Ritter. Bei Tage tummelten sich dort Reiter, Rösser und Knappen mit bunten Wimpeln. Der Zeltplatz war zur Rückseite hin von dunklen Tannen umstellt. Constantins Krieger schützten Handwerker, die im Begriff standen, einen Halsgraben auszuheben, eine Zisterne anzulegen und sowohl den Zwinger als auch einen dreistöckigen Wohnturm aufzumauern. Vor den Augen der Bewohner von Hoenkungsberg entstand eine Belagerungsburg, ausgestattet mit einer großen Schleuder, deren Geschosse bereits die Holzbrücke über der Klamm zerschmettert hatten. Die gegnerische Trutzburg war ein Hindernis, das Elinors Pläne durchkreuzte. Auf den Wehrgängen und in der Waschküche, in der Schmiede und auf der Sternschanze sprach man von nichts anderem mehr.

Nachdenklich nahm sie Cedric den Becher aus der Hand, setzte

das Gefäß an die Lippen und leerte es in einem Zug. Ihr beider Blut war vermischt mit Wein, man schmeckte es kaum.

»Kommt!«, sprach sie dann und führte ihren Gemahl zu dem fünfzackigen Stern. Sie zündete eine Fackel an und rammte das Ende in den Schnee. So fuhr sie fort, bis das Pentagramm hell erleuchtet war. Mit Ruß malte sie Cedric ein uraltes Zeichen auf die Stirn. Es sollte denjenigen, dem ihr Ruf galt, anlocken. Sie verschwieg ihrem Mann, dass man diese Rune Tieren in die Haut ritzte, um sie vor dem Altar als Opfer zu kennzeichnen. Wenn alles gutging, würde es in dieser Nacht kein Opfer geben. Wenn ihr Plan aufging, gewannen sie und der Marquis einen Verbündeten, dessen Macht ihre Gabe ergänzte. Gemeinsam würden sie Cedric zum neuen König ausrufen, während sie im Hintergrund blieben – verschwiegene, einflussreiche Schatten.

»Ich liebe Euch«, wisperte Elinor dem Marquis ins Ohr und stahl einen weiteren Kuss von seinen Lippen. »Nun vertraut mir und stellt Euch in das Pentagramm.«

In der freien Fläche standen sie einander gegenüber – ein Mann und eine Frau. Dann nahm Elinor ihre Drehleier aus der schützenden Hülle, streifte sich den Tragegurt über die Schulter und begann, die Kurbel zu drehen. Die ersten Töne durchdrangen die Nacht, überraschend energisch und schrill. Es war der Höhepunkt des magischen Akts, der Höhepunkt der Beschwörung, denn dieser Klang – das wusste Elinor durch ihre jahrelangen Studien – wurde sogar an jenem Ort gehört, an dem der verbannte Dämon ausharrte. Musik besaß eine ganz eigene Magie und jetzt erfüllte sie den Garten, den glitzernden Himmel, die mondlose Nacht.

Mit einem Schwung des Rads ließ Elinor die Saiten schnarren, ihre Finger drückten die Tasten und entlockten dem Instrument die Melodie, ihr Fuß klopfte den Takt. Sie sang ein trauriges Lied, ein schauriges Lied, das von Ton zu Ton sprang, und sie wusste, dass die Wände der alten Burg von diesem Gesang widerhallten. Von Strophe zu Strophe schwoll die Lautstärke der Drehleier an

und ihre Stimme wurde greller. Unten im Zwinger schlugen die Hunde an. Jetzt würden sich die Mägde stöhnend in ihren Betten wälzen und sich die Fäuste auf die Ohren pressen, während die Wachen auf den Türmen stumm und immer verzweifelter beteten. Die Menschen auf der Burg hatten Angst vor ihr. Alle wussten, dass sie von den Frauen auf dem Odilienberg erzogen und in den geheimen Künsten gelehrt worden war. Hinter ihrem Rücken flüsterte man Bannsprüche oder Schimpfwörter und nicht wenige nannten sie eine Hexe.

Aber das war nur ein leeres Wort, sagte sich Elinor, während sich die Melodie in höhere Tonlagen schraubte, ein Wort, das keine Bedeutung hatte. Niemand auf Burg Hoenkungsberg wusste, wie wahre Hexenkunst aussah. Die meisten Menschen ahnten nicht, dass sie nur deshalb unter dem Schutz magischer Gaben lebten, weil sich das Rad der Geweihten drehte – Jahr für Jahr.

Der Marquis hing an ihren Lippen. Cedric liebte es, wenn sie sang. Schließlich hatte ein Lied ihn in ihr Schlafgemach gelockt und die Trauerzeit nach dem Tod der glücklosen Marquise beendet. Noch immer ahnte er nicht, welche Macht Gesang tatsächlich besaß. Denn der Teufel wohnte in der Musik und mit einem Lied lockte man ihn hervor.

Mit einem grässlichen Klang brach die Melodie ab, und Elinor riss eine Fackel aus dem Boden. Diesmal schrie sie den Namen desjenigen, dem die nächtliche Zusammenkunft galt, wirbelte die Fackel herum und senkte die Flamme. Ein Blitz zuckte auf und Cedric erschrak, als sich das Pulver in den Rillen mit einem Knall entzündete und zischend verbrannte. Für zwei oder drei Atemzüge schwelte der Stern im Garten der Burg, dann herrschten Stille und Dunkelheit. Schwefelgestank erfüllte den Hof. Blasser Qualm wehte über die Mauer und verflüchtigte sich.

Elinors Brust hob und senkte sich unter den Atemzügen. Sie lauschte. War es gelungen? Sie spürte einen irrsinnigen Übermut und den wilden Drang zu lachen. Nie hatte sie sich mächtiger gefühlt als in dieser Nacht. Gleichzeitig hatte sie Angst. Auch

Cedric spürte, dass sich die Dinge verändert hatten. Er stand da und starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an.

»Elinor.«

Als sie im Nacken ein rauchiges Raunen hörte, wurde ihr kalt. Langsam drehte sie sich um. Ein schwarzer Ritter stand hinter ihr. In voller Rüstung stützte er sich auf ein Schwert mit geschuppter Zackenklinge. Zwei Klauen, die sich kreuzten, bildeten die Parierstange, der Knauf bestand aus einem Drachenkopf mit blinden Augen. Das Schwert war aus Echsenhaut geschmiedet und mit Magie gehärtet worden, das erkannte Elinor sofort. Arme und Beine des Fremden waren von feinsten Kette umhüllt, ein Brustharnisch aus demselben, schwarzen Metall schützte den Oberkörper, und die Gravur auf der Vorderseite zeigte einen Skorpion mit tödlich aufgerichteten Stachel. Von den Schultern fiel der Mantel fast bis zum Boden. Das Gesicht des Fremden war unter einem Visier mit balkenförmigem Sehschlitz verborgen. Eine grelle, lebhaft flammende loderte anstelle der üblichen Helmzier, Funken verzierten die Sporen und unter den kahlen Bäumen graste ein schwarzes Ross.

»Ihr habt gerufen«, stellte der unbekannte Ritter fest. Mit einer Bewegung aus dem Handgelenk ließ er das Schwert hochwirbeln, bis die Spitze auf den Marquis zeigte. Die Flammen auf dem Helm loderten bei jeder Bewegung und spiegelten sich auf den Schuppen, die die Klinge bedeckten. »Ich sollte kommen, um ihn zu töten.«

Elinor erschrak. »Nein ... Nicht ihn, sondern die Krieger des Königs, die am Fuß der Burg lagern.«

»Aber er trägt das Zeichen.« Die Schwertspitze zeigte unbeirrt auf die Stirn des Marquis.

Cedric wurde blass. »Ein Zeichen? Was für ein Zeichen?«, stieß er hervor. Dann dämmerte ihm das ganze Unglück. Heftig begann er an der Rune zu reiben, doch das rufige Mal verwischte nicht, sondern begann zu bluten. Cedric ließ die Hand sinken und starrte auf seine glänzenden Finger. Dann sah er Elinor an. »Meine Geliebte, was ... was habt Ihr getan?«

In diesem Augenblick wünschte sie, dass sie niemals in den geheimen Künsten der Magie geschult worden wäre. Dann wäre sie nur eine Frau mit einer wilden Gabe, weder ausgebildet in weißer Hexenkunst noch erprobt, was verbotene Zauberei betraf.

»Es ist nur ein Zeichen«, stieß sie hervor, »nur ein Zeichen, das für etwas anderes steht ... für unsere Feinde! Aber irgendein Opfer musste ich bringen, sonst wäre er nicht erschienen.«

»Und da habt Ihr ... mich ...« Betroffen brach der Marquis ab. Dann zog er das Schwert und wandte sich an den schwarzen Ritter. »Kommt und holt mich, wenn Ihr Tribut verlangt. Aber seid gewiss: Dies ist meine Burg, es ist meine Frau und es ist mein Leben und nichts davon ist leicht zu haben!«

»Ihr irrt Euch, werter Marquis«, sagte der Fremde sanft. »Eure Gemahlin wünscht Euch tot zu sehen.«

»Beleidigt die Marquise de Hœnkungsberg und Ihr lernt meine Klinge kennen!«, drohte Cedric. Drohend ging er dem Feind entgegen, der noch immer breitbeinig und gelassen dastand. Elinor warf sich zwischen die beiden Gegner.

»Nein! Nein! Unsere Feinde sollt Ihr bekämpfen, Seite an Seite mit meinem Mann. Deshalb haben wir Euch gerufen – wir beide. Wir bieten Euch einen Pakt.«

Der schwarze Ritter lachte, so dass sein Helmbusch grell aufloderte. Die Stimme hinter dem Visier klang dumpf. »Hüte dich, Elinor! Ich kann jeden deiner Gedanken lesen. Wann soll ich ihm den Kopf abschlagen: jetzt oder gleich?«

»Wag es!« Zornig trat sie dem Fremden in den Weg, die Hände zu Fäusten geballt, die Finger von der Kälte gerötet. Die Drehleier war an einem bestickten Band befestigt, das über ihre Schulter hing. »Ich könnte dich jederzeit dorthin zurückschicken, woher du gekommen bist, und dich von neuem mit einem Bannfluch belegen.«

»Allein? Wohl kaum.« Der schwarze Ritter blieb unbeeindruckt. »Du hast Cedric nicht aus Liebe geheiratet, sondern um an Macht

zu gelangen. Marquise de Hoenkungsberg – das klingt doch um einiges besser als Elinor vom Hexenwald.«

Das Gesicht des Marquis nahm einen gequälten Ausdruck an. »Das ist nicht wahr«, stammelte Elinor. »Cedric, bei meiner Seele: Er lügt.«

»Schwöre besser nicht auf deine Seele«, warnte der schwarze Ritter leise. »Denn du wurdest von deiner Göttin nicht angenommen. Du hast die Reise durch das magische Jahresrad vollendet, doch den letzten Schritt zum Platz an ihrer Seite hat Morrigan dir verwehrt. Deshalb musstest du den Hexenberg verlassen. Seitdem bist du ein Geschöpf der Schatten.«

»Genau wie du!«, zischte Elinor wütend. Plötzlich erkannte sie die Gefahr, welche die Beschwörung im nächtlichen Burggarten über sie und Cedric gebracht hatte – sie kam von einer Seite, die sie nicht erwartet hatte.

»Dort unten lagern unsere Feinde!«, rief sie dem fremden Ritter zu. »Hörst du das Hämmern und das freche Singen? Es sind die gleichen Männer, die dir das Leben schwermachen: Constantin und seine Ritter mit ihren geweihten Schwertern! Sie dienen den Hexen, den Zauberinnen, die dich seit Tausenden von Jahren immer wieder in die Schatten treiben. Ich biete dir die Gelegenheit, deine Erzfeinde zu vernichten, und zum Dank verspottest du mich?«

Der fremde Ritter hob den Arm. Mit dem Daumen strich er über die Dächer oder zumindest sah es von Elinors Standpunkt so aus, als würde er die Ziegel und Kamine tatsächlich berühren. Die eisige Luft flimmerte. Dann verschwanden Bergfried, Palas und Palisaden, als hätte man sie ausradiert. Die Wehrtürme des Bollwerks sanken in sich zusammen und wurden zu Staub, die Brunnen versiegten und die Innenhöfe füllten sich mit Schutt. Dornranken und Efeu wucherten aus den Fensterhöhlen. Nirgendwo mehr wehte ein Banner.

Der Marquis wurde aschfahl. Er griff sich an die Brust und wankte. Die Erscheinung war so greifbar, als geschehe der Verfall

der stolzen Festung in diesem Augenblick. Und doch war es nur eine magische Spielerei, ein Trick, um das Auge des Betrachters zu täuschen.

»Dein Mann ist vielleicht nicht so stark, wie du glaubst, Elinor«, warnte der schwarze Ritter. »Erkennt Ihr jetzt, werter Marquis, wie gut die Nachwelt sich an Euch erinnern wird? Eure Nachfahren würden nicht einmal mehr wissen, ob Ihr Cedric oder Cyrano gerufen wurdet, ganz abgesehen davon, dass es keine Nachfahren gibt. Hat Elinor Euch schon berichtet, dass eine verdorrte Knospe der Grund für das Leiden Eurer ersten Frau war? Nein? Dann habt Ihr wohl auch nie erfahren, dass sie das Zweiglein brach, an dem die Frucht reifte. Anschließend war der Platz an Eurer Seite frei.«

Cedric verschwendete keinen Atemzug – mit einem mächtigen Schwerthieb drang er auf den Fremden ein. Der Ritter parierte und wich zurück. Die Klingen krachten gegeneinander, bis Funken über das Pentagramm sprühten, der Rappe scheute und irrte im Burgarten umher.

Wütend biss Elinor auf einen Zipfel ihres Schleiers. Der Zauber hatte versagt. Der Gerufene stand nicht unter einem Bann, der ihn dem Willen der Magierin gefügig machte, und sie spürte, wie ihr die Gewalt über die Beschwörung entglitt. Hastig fasste sie nach der Kurbel der Drehleier, doch mit einer geschickten Bewegung führte der Fremde die Klinge unter die Saiten und straffte sie, bis sie die Spannung nicht mehr hielten und mit einem hässlichen Missklang barsten.

»Wache! Wache!« Cedric brüllte Befehle zum Bollwerk hinüber. Es hatte sich nur wenige Schritte entfernt erhoben. Doch jetzt war dort nichts weiter zu sehen als Ruinen und verrottetes Mauerwerk, niemand antwortete auf den Hilferuf. Die Bewohner der Burg waren hinter der magischen Täuschung verschwunden wie die Türme, der Zwinger und der Bärengraben.

Der Marquis hielt sich nicht schlecht. Trotz der ungleichen Verteilung von Muskelmasse und in Stahl gewirkter Magie wich er

dem Gegner immer wieder aus und schlug dessen Schwertstreiche zurück.

Aber der schwarze Ritter spielte nur. Als er genug hatte, täuschte er einen Rückzug vor, doch unter der abwehrend erhobenen Schildhand stach das Schwert zu. Die Klinge des Marquis verhakte sich in den Schuppen und durch einen Ruck brach der Griff um das Heft. Augenblicklich fuhr die Drachenklinge in Cedrics linke Halsseite. Das Blut zischte und verdampfte auf der Klinge, als der Fremde sie aus der Wunde zog. Der Getroffene röchelte. Das Schwert fiel ihm aus der Faust, ehe er zu Boden ging. Mit jedem Herzschlag pulsierte mehr Blut aus der Wunde und füllte die Rinnen des Pentagramms.

»Cedric – nein!« Mit einem Aufschrei stürzte Elinor zu ihrem Mann. Der Garten, die Mauer und die vereisten Bäume verschwammen vor ihren Augen. Sie fiel auf die Knie, nahm seine Hand und bedeckte sie mit verzweifelten Küssen, ehe sie die Finger an ihre Brust drückte. Cedrics Atem ging stoßweise. Die schwarze Rune prangte auf seiner Stirn und mit jedem Wort spuckte er Blut. »Sagt ... mir ... ist es ... wahr? Gab ... gab es da ... ein ungeborenes Kind?«

Sie senkte den Kopf. Der Marquis war der einzige Mann, den sie wirklich geliebt hatte. Nun erkannte sie, dass diese Liebe kein Geschenk der Göttin war, sondern die Strafe, die Morrigan sich für eine ungehorsame Zauberin ersonnen hatte.

»Es ist nicht wahr. Kein Wort davon«, stieß sie hervor und hob den Kopf.

Die Augen des Marquis' blickten starr geradeaus. Von den Lippen stieg kein Frosthauch mehr auf. Sie hatte einen Toten beloveden.

»Steh auf!«, befahl der schwarze Ritter hinter ihr. »Von jetzt an soll deine Seele mir gehören – deine schwarze, verdorbene Seele, die du so gerne Morrigan überlassen hättest. Ich könnte ebenso gut wie sie eine Verbündete in dieser Welt gebrauchen. Jemanden wie dich: eine Meuchlerin und Intrigantin, die den



Lea Nicolai

Die Hexen

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Broschur, 704 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-53389-9

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2011

Schwarze oder weiße Magie? Entscheide dich!

Ihr Leben ist aus den Fugen geraten, seit Ravenna in ihrer Wohnung überfallen wurde. Sie leidet unter Angstzuständen und rätselhaften Erinnerungslücken. Als sie nach einer Ohnmacht im Wald auf einem Pentagramm erwacht, glaubt sie zunächst, ihr Bewusstsein habe ihr erneut einen Streich gespielt. Tatsächlich hat sie ein mächtiger Hexenzirkel ins Mittelalter gerufen. Die Hexen benötigen dringend Ravennas Hilfe, denn es geht um nichts Geringeres, als den Teufel persönlich in Schach zu halten ...